

Hemd mit einem silbernen Kreuze gab, so wurden die Offeten wirklich so bekehrungslüchtig, daß sie, um sich unentgeltlich ein halbes Duzend neuer Hemden und in Kreuzen den Werth eines Kubels zu verschaffen, von Dorf zu Dorf reiseten und sich sechs und mehr Mal taufen ließen. Ich habe bei ihnen von christlichen Gebräuchen nichts gefunden, als die Gewohnheit das Kreuz zu schlagen und ihren Kindern christliche Namen zu geben.

Auch hat das Christenthum die Rohheit ihrer Sitten in nichts gemildert. Sie üben noch heute unter einander unerhörte Grausamkeiten aus und vor sehr wenigen Jahren kam ein schrecklicher Vorfall unter ihnen vor.

Zwei durch einen Mord gereizte Stämme ermordeten sich untereinander gegenseitig nach der Vorschrift ih-

rer Blutrache und es war so weit gekommen, daß man die völlige Vernichtung eines der Stämme erwarten mußte. Da schritten einige Nachbarstämme ein, um sie zu einem Frieden zu nöthigen. Man rechnete von beiden Seiten die Todten zusammen, die jeder Stamm verloren hatte und da es sich ergab, daß der eine mehr hatte, so wurde bestimmt, daß ihm so viele Kinder übergeben würden, als ihm noch feindliche Todte zur Ausgleichung der Rechnung fehlten. Der Vertrag wurde gewissenhaft zur Ausführung gebracht; die Kinder wurden abgeliefert, — kaltblütig niedergemacht und dann ihren Eltern zurückgegeben, damit sie in heimatlicher Erde begraben werden könnten. Ein Versöhnungsschmaus folgte dieser entsetzlichen Mezelei und der Friede war hergestellt. Wir lassen den Vorhang vor diesem schrecklichen Bilde fallen.

Die Engländerin und Napoleon auf Helena.

Mrs. Abel veröffentlicht in dem »New Monthly Magazine« Erinnerungen an Napoleon, dessen Lieb- ling sie als Kind auf St. Helena war, wo der Küh- ne eine Zeitlang in dem Hause ihres Vaters, Bal- come, wohnte, ehe Longwood für ihn eingerich- tet war.

Wir wohnten seit mehreren Jahren in unserem rei- zenden Hause the Briars, als die kleine Insel plötzlich durch die Nachricht in Bewegung kam, Napoleon Bonaparte würde als Staatsgefangener daher ge- bracht werden. Im Monat October 1815 erhielten wir die Anzeige von seiner baldigen Ankunft. Eines Morgens hörten wir einen Kanonenschuß, welcher die Annäherung eines Schiffes meldete. Am Abende des- selben Tages kamen zwei Marine-Offiziere in Briars an. Der eine, der Capitain D., Commandant des Kriegsschiffes Icarus, verlangte mit meinem Vater zu sprechen, dem er, wie er sagte, wichtige Mitthei- lungen zu machen habe und dem er sagte, Napo- leon Bonaparte befinde sich am Bord des Nor- thumberland und würde in zwei bis drei Tagen an's

Land steigen. Die Worte des Capitains setzten mich in die größte Angst.

Schon früher hatte ich mir den Kaiser als einen Wehrwolf oder als einen Riesen mit einem großen feurigen feurigen Auge mitten auf der Stirn und mit langen Zähnen vorgestellt, welche die kleinen unarti- gen Mädchen zerrissen. Diese kindischen Vorstellungen waren nun zwar verschwunden, die Furcht aber hatte sich nicht verringert. Der Name Bonaparte verei- nigte sich in meinem Geiste fortwährend mit allem Schrecklichen und Verbrecherischen. Ich habe ihm die gräßlichsten Schandthaten zur Last legen hören, und wenn ich mir ihn auch als einen Menschen vorstellte, so dachte ich mir ihn doch als den schlechtesten, der jemals gelebt. So beurtheilte ich ihn übrigens nicht allein; viele andere klügere und ältere Personen, ich konnte fast sagen die meisten Engländer theilten diese Meinung mit mir. Die meisten Zeitungen jener Tage schilderten den Kaiser unter den dunkelsten Farben, und alle Franzosen, die in England lebten, liebten ihn zu wenig, als daß sie eine schmeichelhaftere Schilder-

rung von ihm entworfen hätten. Ich sah also meinen Vater nicht ohne große Besorgnisse zwei Tage später fortgehen, um sich an Bord der Schiffe zu begeben, welche Anker geworfen hatten.

Die kleine Flotte bestand aus dem Northumberland, der Havannah und mehreren andern Kriegsschiffen, nebst Transportfahrzeugen, welche das 53. Regiment daher brachten. Mit großer Angst warteten wir auf die Rückkehr meines Vaters, der dann endlich gesund und wohlbehalten wieder erschien und von uns mit Fragen bestürmt wurde. Er hatte Bonaparte nicht gesehen, war aber den Damen Bertrand und Montholon, so wie den andern Personen im Gefolge des Kaisers vorgestellt worden. Überdies hatte er erfahren, daß Bonaparte noch den Abend an das Land gehen und bei dem Herrn v. Porters wohnen sollte, bis Longwood, das für ihn bestimmt war, zu seinem Empfange in Stand gesetzt sein würde.

Wir wünschten so lebhaft, die Bekanntschaft des berühmten Gefangenen zu machen, daß wir uns entschlossen, nach James Town zu reisen, um bei seiner Landung zugegen zu sein. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir dort ankamen; bald nahte sich sodann ein Boot von dem Northumberland dem Landungsplatz und wir sahen einen Mann, den man uns als den Kaiser bezeichnete, an das Land springen; aber es war bereits so dunkel, daß wir sein Gesicht nicht erkennen konnten. Die ganze Bevölkerung von St. Helena war herbeigeieilt, um ihn zu sehen: die Volksmenge stand so gedrängt, daß man kaum einen Weg für ihn bahnen konnte und die Wachen erhielten endlich Befehl, die Neugierigen zu hindern, in die Stadt zu drängen, wo er seinen Einzug mit dem Admiral und dem General Bertrand hielt. Ich habe ihn seitdem oft erzählen hören, wie sehr es ihm lästig gewesen, sich so wie ein wildes Thier angestaunt und betrachtet zu sehen. Wir eilten nach Briars zurück, um von Napoleon zu sprechen und von ihm zu träumen.

Den andern Tag früh bemerkten wir eine Gesellschaft, die an dem Berg herumging, an dessen Fuße unser Häuschen wie ein Nest im Grünen lag; sogleich wurden Fernrohre dahin gerichtet, und Einer von

uns rief plötzlich aus, daß er einen kleinen Dreieckigen Hut sehe. Dies überzeugte uns davon, daß Napoleon dabei sei, und wir glaubten, er begeben sich nach Longwood, um seine künftige Wohnung zu besichtigen.

Um vier Uhr Nachmittags sahen wir auf dem Wege, der sich an dem Berge hinschlängelte, dieselben Personen wiederum. Bei dem schmalen Wege, der nach Briars führte, hielten sie einen Augenblick an, wie um sich zu berathschlagen, dann bemerkte ich mit Schrecken, daß sie auf unsere Wohnung zukamen. Mein erster Gedanke war zu fliehen und mich versteckt halten, bis sie sich wieder entfernt haben würden, aber meine Mutter befahl mir zu bleiben, und meiner Kenntnisse im Französischen mich so viel als möglich zu erinnern. Ich hatte diese Sprache während des Aufenthaltes meines Vaters in England erlernt, wo wir eine Französin in Dienst hatten.

Vor der Thüre unseres Hauses stiegen die Reiter, mit Ausnahme des Kaisers, ab, und bald sah ich ihn auf unsere Wohnung zukommen zum großen Nachtheile unseres schönen Rasens, den das Pferd zertrat. Neben ihm gingen Sir George Cockburn und der General Bertrand.

Ich sah also den nun vor mir, den ich so sehr zu fürchten gelernt hatte. Sein imposantes Äußere machte einen tiefen Eindruck auf mich; sein Pferd, auf dem er größer erschien, gab ihm das Einzige, was ihm fehlte, um der majestätischste Mann zu sein, den ich jemals gesehen. Er trug einen grünen Frack, der über und über mit Orden behangen war und die Satteldecke seines Pferdes war von rothem Sammt, mit Gold gestickt. Vor der Thüre des Hauses stieg er ab und wir gingen ihm alle entgegen. Sir George Cockburn stellte uns dem Kaiser vor. Der Contrast seines kleinen Körpers mit der hohen Gestalt und aristocratischen Haltung des Admirals entzog ihm in meinen Augen etwas von der Würde, die im Anfange einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Er war außerordentlich bleich; seine Züge, obgleich kalt, unbeweglich und sehr streng, kamen mir sehr schön vor. Er setzte sich und nachdem er unsere kleine Wohnung mit einem scharfen Blicke gemustert hatte, sagte er meiner Mutter eine Artigkeit über die

hübsche Lage von Briars. Sobald er zu sprechen anfang, entriß mich sein bezauberndes Lächeln und sein wohlwollendes Wesen gänzlich der Furcht, mit welcher ich ihn noch immer betrachtet hatte. Während er mit meiner Mutter sprach, hatte ich Zeit, sein Gesicht aufmerksam zu mustern und ich fand dasselbe im höchsten Grade merkwürdig. Die Portraits von ihm geben eine ziemlich richtige Vorstellung von seinen Gesichtslinien, aber sein Lächeln und der Ausdruck seiner Augen konnten auf die Leinwand nicht übertragen werden, und darin lag doch gerade der Hauptreiz seines Gesichtes. Seine Zähne waren regelmäßig, aber ziemlich schwarz; später erfuhr ich, daß dies eine Folge von seiner Gewohnheit sei, fortwährend Lakrizensaft zu essen, wovon er immer Vorrath in der Westentasche hatte.

Dem Kaiser schien Briars sehr zu gefallen und er äußerte, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er da wohnen könnte. Mein Vater hatte Sir George Cockburn ein Zimmer angeboten, und der letztere erklärte sofort, er sei bereit, diese Wohnung Bonaparte abzutreten. Man kam dann auch wirklich überein, daß Napoleon unser Gast sein solle, bis seine Wohnung in Longwood zu seiner Aufnahme in Stand gesetzt sei.

Unsere Familie bestand damals aus meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester, aus mir und zwei Brüdern, die noch Kinder waren.

Napoleon äußerte, er werde nicht in die Stadt zurückkehren und wünschte, daß man ihm seine Wohnung sogleich einrichte. Es wurden auf sein Besuch einige Stühle auf den Rasenplatz gestellt; er nahm Platz auf dem einen und bat mich zu ihm zu kommen, was ich unter gewaltigem Herzklopfen that. Dann fragte er mich, ob ich französisch spreche. Ich bejahte dies und er erkundigte sich, wie ich diese Sprache erlernt habe. Als ich ihm diese Frage beantwortet hatte, fragte er weiter über den Unterricht, den ich erhielt und namentlich nach dem geographischen und nach den Namen verschiedener Hauptstädte Europas.

»Wie heißt die Hauptstadt von Frankreich?

— »Paris.«

»Von Italien?«

— »Rom.«

»Von Rußland?«

— »Jetzt ist es Petersburg,« antwortete ich, »sonst war es Moskau.«

Als er mich diese Worte aussprechen hörte, drehte er sich rasch nach mir um, sah mich mit seinen durchbohrenden Augen an und fragte mich:

»Wer hat Moskau verbrannt?«

Der Ausdruck seines Blickes und die Änderung in dem Tone seiner Stimme verletzten mich wieder in die frühere Angst, und ich konnte keine Silbe herausbringen. Ich hatte oft von dem Brande Moskaus sprechen und die Frage aufwerfen hören, ob die Stadt von den Franzosen oder von den Russen angezündet worden sei, aber ich fürchtete den Kaiser zu beleidigen, wenn ich davon etwas erwähnte.

Er wiederholte indeß diese Frage und diesmal stammelte ich:

»Ich weiß es nicht.«

»Doch, doch,« entgegnete er mit gezwungenem Lächeln, »Du weißt es sehr wohl, daß ich sie in Brand gesteckt habe.«

Als ich ihn lächeln sah, faßte ich wieder Muth und sagte:

»Ich glaube, die Russen zündeten die Stadt an, um die Franzosen los zu werden.«

Er lachte von neuem, und schien sich zu freuen, daß ich dies wußte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir kaum Zeit gehabt hatten, sein Zimmer auf passende Weise einzurichten. Während wir uns eilig damit beschäftigten, ging er in dem Garten umher. Als es Abend wurde, trat er wieder in das Haus und da mein Vater und meine Mutter im Französischen sich nicht geläufig ausdrücken konnten, weil man sich damals in England weniger mit dieser Sprache beschäftigte, als jetzt, wendete er sich von neuem an mich, um mich zu fragen, ob ich die Musik liebe.

»Um selbst schon musikalisch zu sein, bist Du noch zu jung,« setzte er hinzu.

Ich fühlte mich durch diese Bemerkung verletzt und antwortete, ich könne singen und Pianoforte spielen.

Er bat mich nun zu singen und ich sang so gut ich konnte die schottische Ballade: »Ve bans and braes.«

Als ich zu Ende war, sagte er, es sei dies das schönste englische Lied, das er jemals gehört habe. Ich machte ihm bemerklich, daß es eine schottische Ballade sei, worauf er entgegnete, sie sei allerdings auch zu anmuthig, als daß sie englisch hätte sein können.

»Die englische Musik ist abscheulich, die schlechteste, die es in der Welt giebt,« setzte er hinzu.

Dann erkundigte er sich, ob ich irgend ein französisches Lied singen könne, z. B. Vive Henri IV. Dies mußte ich verneinen und er fing an, die Melodie zu summen, stand von dem Stuhle auf und ging im Zimmer auf und ab. Nachdem er das Liedchen durchgeträllert hatte, fragte er mich, was ich davon hielte und ich antwortete ihm aufrichtig, es gefalle mir nicht, weil die Melodie mir nicht deutlich geworden sei.

Napoleon hatte allerdings die unmusikalischste Stimme, die sich denken läßt; ich glaube sogar, er hatte kein musikalisches Gehör, denn er versuchte mehrmals, mir etwas vorzusingen, ohne daß ich errathen und erkennen konnte, welche Melodie er eigentlich singen wollte. Trotzdem wußte er die Musik ganz richtig zu beurtheilen (— er hatte übrigens wie gegen die englische, so auch gegen die französische Musik eine große Antipathie) und behauptete, nur die Italiener könnten eine Oper zu Stande bringen.

Eine Dame, die mit uns befreundet war und uns häufig besuchte, hatte eine große Vorliebe für den italienischen Gesang und eine wahre Wuth, sich an die größten Arien zu machen, die auf ihren Lippen höchst burlesk wurden. Trotzdem forderte Napoleon sie fortwährend auf zu singen und hörte sie mit der größten Artigkeit an; sobald sie sich aber entfernt hatte, forderte er mich auf, ihren Gesang nachzuahmen und die Art, wie ich sie karrikirte, schien ihm viel Spaß zu machen. Er pflegte dann die Augen zuzudrücken und zu sagen, er glaube Mistreß * * * zu hören, auch machte er mir dieselben Complimente wie ihr.

Bald nachdem der Kaiser mir »Vive Henri IV.« vorgesungen hatte, begab er sich in sein Zimmer und so endigte sich der erste Tag seines Aufenthalts in Briars.

Es würde mir unmöglich sein, einen genauen Bericht von Allem zu geben, was jeden Tag vorkam,

so lange er in unserm Hause war. Ich werde es stets bedauern, daß ich kein regelmäßiges Tagebuch über alle Umstände geführt habe, die sich auf ihn bezogen, aber ich war damals zu leichtsinnig und begriff die Wichtigkeit nicht. Die meisten kleinen Ereignisse aber, die ich erzählen werde, sind kurz nachdem sie sich zuge tragen hatten, niedergeschrieben worden und die Erinnerung an die andern ist mir dadurch frisch im Gedächtnisse geblieben, daß ich sie oft Freunden erzählte. Der Leser kann sich also auf die vollkommene Genauigkeit meiner Erzählung verlassen.

Der Kaiser lebte einfach und regelmäßig. Gewöhnlich stand er um acht Uhr auf, und begnügte sich mit einer Tasse Kaffee bis zu seinem Frühstück um ein Uhr. Um acht Uhr Abends hielt er seine Hauptmahlzeit und um elf Uhr begab er sich in sein Zimmer. Sein Benehmen war so wohlwollend, so liebenswürdig, daß ich mich in seiner Gesellschaft sehr behaglich fühlte. Kaum waren einige Tage vergangen, als ich ihn mehr für einen Spielgenossen von meinem Alter als für den gewaltigen Krieger hielt, vor dessen Namen die Welt zitterte. Er war damals ziemlich heiter gestimmt und trieb den Scherz bisweilen bis zur Kinderei. Nicht selten mischte sich in seine Heiterkeit etwas Muthwilliges, Schelmisches.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft besuchte uns ein kleines Mädchen, Miß Legg. Das arme Kind hatte schreckliche Geschichtchen von Bonaparte gehört und als ich ihr sagte, er gehe eben über den Rasenplatz, klammerte sie sich, an allen Gliedern zitternd, an mich an. Ich vergaß meine eigene Furcht und war grausam genug, dem Kaiser die Angst des kleinen Mädchens zu erzählen und ihn zu bitten, hereinzukommen. Er folgte mir, ging gerade auf das Kind zu, fuhr dabei mit den Fingern durch das Haar, um dasselbe emporzustreichen, brummte schrecklich und schnitt entsetzliche Gesichter. Das Kind schrie so sehr, daß meine Mutter fürchtete, es könne Krämpfe bekommen und mit ihm fortging. Napoleon lachte sehr darüber, als er sah, daß er als Knecht Ruprecht dienen könnte, und wollte es nicht glauben als ich ihm sagte, ich hätte mich anfangs vor ihm eben so gefürchtet als meine kleine Freundin. Als er dieses Geständniß vernahm, versuchte er, mich eben so zu erschrecken wie die arme

Miß *Le gg*, indem er das Haar emporstrich und Gesicht schritt; aber ich lachte bloß über ihn. Da er seinen Zweck auf diese Weise nicht erreichte, nahm er, aber ohne größern Erfolg, seine Zuflucht zu dem schrecklichen Brummen, das, wie er sagte, kosakisch wäre.

Er machte sich damals viel Bewegung und unternahm Ausflüge in dem Thale und auf das benachbarte Gebirge. Eines Abends ging er aus, um einen Spaziergang mit dem General *Gourgaud* u. meiner Schwester und mir zu machen. Während wir über eine Wiese wandelten, auf welcher einige Kühe weideten, kam eine derselben mit zum Angriff gesenkten Kopfe im Sturmschritte auf den Kaiser zu. Er retirirte rasch und geschickt und sprang leicht über eine Mauer, um diese wischen sich und den Feind zu bringen. Der General *Gourgaud* dagegen hielt Stand als tapferer Ritter, zog seinen Degen und warf sich zwischen seinen Gebieter und die Kuh. »Das ist das zweite Mal,« sagte er, »daß ich dem Kaiser das Leben rette.«

Bonaparte lachte darüber laut auf.

Ich sagte ihm, die Kuh sei, sobald er verschwunden, ruhig geworden und stehen geblieben. Er lachte auch darüber und antwortete mir: »Sie wollte der englischen Regierung die Kosten und die Verlegenheiten meiner Gefangenhaltung ersparen.«

Während seines Aufenthaltes in unserm Hause hatte der Kaiser nur ein Zimmer und einen kleinen Zeltpavillon inne. Das Zimmer diente uns als Ballsaal. Vor ihm breitete sich ein Rasenplatz aus, der mit einem Geländer versehen war und in dessen Mitte sich das Zelt befand, das in zwei Hälften getheilt war. *Napoleon* schlief in der hintern Abtheilung, während in einer Ecke der vordern ein kleines Feldbett mit grünseidenen Vorhängen stand, auf welchem der General *Gourgaud* schlief. Es war das Bett, dessen sich der Kaiser auf seinen Feldzügen bedient hatte. Zwischen den beiden Abtheilungen des Zeltes hatten seine treuen Diener eine Krone in dem Boden ausgeschnitten, so daß *Napoleon* nicht aus einer Abtheilung in die andere kommen konnte, ohne auf dieses Zeichen der Königswürde zu treten.

Für die Tafelfreuden schien der Kaiser keinen Sinn zu haben; er lebte sehr einfach und kümmerte sich wenig um das, was er aß. Um acht Uhr erschien sein

Haushofmeister *Cypriani* bei ihm und sagte in feierlichem Tone und mit einer tiefen Verbeugung:

»Das Diner *Ev. Maj.* ist aufgetragen.«

Dann entfernte er sich rückwärts schreitend und es folgte ihm *Napoleon* mit den Personen, die bei ihm speisen sollten. Nach Beendigung der Mahlzeit schob der Kaiser den Stuhl rasch von der Tafel zurück und verließ sofort den Speisesaal, wie es schien, sehr zufrieden, etwas Lästiges abgethan zu haben.

Wenige Tage nach seiner Ankunft lud er mich und meine Schwester zur Tafel und spottete dabei über die Vorliebe der Engländer für Roastbeef und Plumppudding. Ich beschuldigte dagegen die Franzosen, daß sie Frösche äßen, ging fort und kam bald mit einer Caricatur wieder, auf welcher ein dürrer, hagerer Franzose dargestellt war, der eine endlose lange Zunge ausstreckte, auf welcher man einen Frosch sah, der sich anschickte, ihm in den Mund zu springen. Unter dem Bilde standen die Worte: »Diner eines Franzosen.« Der Kaiser lachte über meine Impertinenz und zupfte mich an den Ohren, wie er es oft that, wenn er heiter war oder wenn ich ihn durch meine Ausgelassenheit ein wenig ärgerte.

Der kleine *Las Cases* (so nannte er den Sohn des Grafen *Las Cases*) gehörte diesen Tag zu den Geladenen. Er stand damals im vierzehnten Jahre und der Kaiser machte sich den Spaß, mich mit ihm zu necken und zu sagen, ich würde die Frau desselben werden. An diesem Tage trieb er die Neckerei noch ärger als gewöhnlich, was mich in großen Zorn versetzte. Ich konnte es nicht dulden, mich so als Kind behandelt zu sehen, besonders da ich eben um die Vergünstigung bat, einen Ball mit besuchen zu dürfen, der nächstens gegeben werden sollte. Sobald *Napoleon* meinen Ärger bemerkte, sagte er dem jungen *Las Cases*, er möge mich umarmen und küssen, übernahm es auch, mir die Hände zu halten, damit ich mich nicht wehren könnte. Ich that alles Mögliche, um zu entkommen, aber vergebens. Sobald ich mich wieder frei sah, zupfte ich den jungen *Las Cases* derb an den Ohren, aber dies genügte mir noch nicht und ich nahm mir vor, mich auch an *Napoleon* selbst zu rächen. Es fand sich dazu bald eine Gelegenheit, die ich mir nicht entgehen ließ.

Das Zimmer, welches *Napoleon* bewohnte,

war von dem Hause gänzlich abgefordert und stand mit demselben nur durch einen sehr schmalen und steilen Weg in Verbindung. Nach der Tafel begab sich der Kaiser mit seiner Gesellschaft in das Haus, um da eine Partie Whist zu spielen, und da auf dem Wege zwei Personen nicht neben einander gehen konnten, so schritt Einer hinter den Andern her, Napoleon voraus, dann der Graf von Las Cases, dessen Sohn, meine Schwester Jane und endlich ich. Ich blieb stehen und wartete, bis die kleine Gesellschaft etwa zehn Schritte vor mir voraus war, dann lief ich mit aller Gewalt, stieß meine Schwester, die beide Hände ausgestreckt, auf den kleinen Pagen fiel, dieser wurde gegen seinen Vater geschleudert, welcher zu seiner großen Bestürzung endlich den Kaiser stieß, der sich mit genauer Noth auf den Beinen erhielt.

Ich freute mich außerordentlich, diese Verwirrung angerichtet zu haben, mußte aber bald für meinen Triumph büßen. Las Cases war außer sich darüber, daß er den Kaiser gestoßen hatte und gerieth in den heftigsten Zorn, als er mich laut lachen hörte. Er faßte mich an den Achseln und stieß mich heftig an die Felsen an der Seite. Ich weinte, mehr vor Unwillen als vor Schmerz, wendete mich an Napoleon und sagte: »Er thut mir weh!«

»Nun werde ich ihn halten damit Du ihn mit Gemächlichkeit auch strafen kannst.«

Ich war wirklich unbarmherzig und schlug heftig auf Las Cases los, ohne auf die Bitten desselben zu achten. Endlich ließ ihn Napoleon los, indem er sagte, er könne nun nichts Besseres thun als sich flüchten und er verdiene eine neue Züchtigung, wenn er nicht schneller laufe als ich. Las Cases fing auch sogleich an schnell davon zu laufen und ich jagte hinter ihm drein zum großen Vergnügen Napoleons, der in die Hände klatschte und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte.

Ich habe nie Jemand kennen gelernt, der so gut Spaß verstand wie Napoleon. Er scherzte und spielte wie ein Kind und ob ich gleich seine Geduld oft auf eine harte Probe stellte, so habe ich doch nie gesehen, daß er unwillig geworden oder seinen Rang oder sein Alter vorgeschützt hätte, um sich vor den Folgen seiner Vertraulichkeit mit mir zu retten. Ich

betrachtete ihn deshalb auch als einen Bruder und vergebens predigte man mir vor, mich anders gegen ihn zu benehmen. Kaum war ich bei ihm und er lächelte, so vergaß ich alle Predigten und alle Entschlüsse, die ich gefaßt hatte.

Sah er mich mit ernsterem Gesichte als gewöhnlich, so rief er z. B. aus:

»Was ist Dir, Betsy? Ist Dir der kleine Las Cases untreu geworden? Ist es so, so bringe ihn her, ich werde ihn auf den rechten Weg führen.«

Meine Brüder waren Kinder und Napoleon pflegte sie auf seine Knie zu nehmen und ihnen zu erlauben, mit seinen Orden zu spielen. Mehr als einmal bat er mich, seine Orden abzunehmen und sie ihnen zu geben.

Eines Tages nahm Alexander eine Karte, auf welcher der große Mogul abgebildet war, und reichte sie Napoleon mit den Worten: »Bony, das bist Du.«

Der Kaiser verstand nicht, was mein Bruder mit dem Worte »Bony« sagen wollte. Ich erklärte ihm, daß dieser Name ein Diminutiv von Bonaparte sei, der kleine Las Cases übersetzte es aber wörtlich durch »knochig.«

»Ich bin nicht knochig,« entgegnete Napoleon lachend.

Darin hatte er vollkommen Recht. Seine Hand war fleischig, klein und wie die der kleinen Kinder mit Grübchen am Anfange der Finger versehen, die sich in vollkommen gebildeten Nägeln endigten. Ich habe oft die Symmetrie derselben bewundert und sagte ihm mehr als einmahl, seine Handscheine für die Führung des Säbels nicht stark genug zu sein. Diese Bemerkung leitete das Gespräch auf die Waffen, und einer der Offiziere aus dem Gefolge Napoleons, der seinen Degen aus der Scheide zog, zeigte uns auf der Klinge einige Flecken, die von englischem Blute herrühren sollten. Der Kaiser bat ihn, den Degen wieder einzustecken und setzte hinzu, es zeige von Mangel an Bildung, wenn man sich, namentlich in Gegenwart von Damen, rühme.

Dann nahm Napoleon aus einem kostbaren Etui einen Degen, dessen Pracht alles übertraf, was man sich denken kann. Die Scheide bestand aus ei-

nem Stücke bewundernswürdig geädert Schildkrot und war mit goldenen Bienen bedeckt. Der Griff, einer Lilie ähnlich, war von Gold und vortrefflich gearbeitet. Ich bat den Kaiser um die Erlaubniß, die schöne Waffe in der Nähe ansehen zu dürfen, und er reichte sie mir sogleich hin. Sobald ich sie in den Händen hielt, erinnerte ich mich, daß mich Napoleon an dem Vormittage durch eine spöttische Bemerkung sehr verletzt hatte und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu strafen, wie er es verdiente; ich fing also an, mit der Klinge um mich herumzufahren, sie über Napoleon zu schwingen und ihm mit einem Stiche zu drohen, so daß ich ihn endlich in eine Ecke trieb. Dabei sagte ich ihm fortwährend, es bleibe ihm nichts übrig, als zu beten und seine Seele Gott zu empfehlen, da ich ihn ermorden würde.

Ich sehe noch jetzt den Ausdruck von Unwillen und Schrecken, der sich auf dem ausgebürteten Gesichte des Oberkammerherrn zeigte; seine Augen schossen Blitze; er schien mich zermalmen zu wollen, aber er hatte die Schwere meiner Hand schon einmal gefühlt und die Klugheit rieth ihm, sich nicht in den Streit zu mischen.

Als ich endlich müde geworden war und den Degen weglegen mußte, faßte mich Napoleon am Ohr, das er schon am Tage vorher gezupft hatte. Ich schrie um Hülfе und er faßte mich nun derb an der Nase, aber immer lachend. Seine gute Laune hatte ihn während der kleinen Scene keinen Augenblick verlassen.

Mein Unwille am Vormittage war durch folgenden Umstand erregt worden. Mein Vater hielt streng darauf, daß wir jeden Tag ein Stück aus dem Englischen in das Französische übersetzten und Napoleon ließ sich oft herab, unsere Arbeit durchzusehen und zu corrigiren. An diesem Tage war ich sehr arbeitsfaul und als Napoleon in das Zimmer trat und fragte, ob die Übersetzung bereit sei, mußte ich gestehen, daß ich noch nicht angefangen hätte.

Da nahm er das Papier, welches vor mir lag, ging aus dem Zimmer hinaus und über den Rasenplatz hinweg, wo mein Vater eben zu Pferde steigen wollte.

»Sehen Sie, Balcombe,« rief er ihm schon von weitem zu, »da die Arbeit Betsy's!« Und dabei hielt er das weiße Papierblatt empor.

Aus dem Lächeln des Kaisers, aus meinem Namen und dem weißen Papierblatt schloß mein Vater, um was es sich handele; er kam zu mir, stellte sich sehr zornig und drohete mir eine harte Strafe an, wenn ich vor Tische meine Aufgabe nicht löse; dann ging er fort. Napoleon verließ mich ebenfalls und lachte über mein verdrießliches Gesicht.

Im Laufe des Abends zeigte uns der Kaiser zur Unterhaltung eine große Menge Bijouterie - Gegenstände und andere hübsche Sachen, worunter sich auch mehrere Miniaturportraits des Königs von Rom befanden. Die Bewunderung, die wir äußerten, schien ihn zu entzücken. Er hatte seinen Sohn auf jede mögliche Weise malen lassen; auf einem der Miniaturbilder sah man ihn schlafend in der Wiege, welche die Form des Helmes des Mars hatte; er hielt eine kleine Erdkugel in der rechten Hand und über seinem Haupte schwebte die französische Fahne. Ich fragte nach der Bedeutung dieser Zeichen und Napoleon sagte mir, das Kind solle ein großer Krieger werden und die Erdkugel in seiner Hand bedeute, daß er krusen sei, die Welt zu beherrschen. Ein anderes Bild auf einer Dose stellte den jungen Prinzen vor einem Crucifix knieend, mit gefalteten Händen und mit gen Himmel gerichteten Augen dar. Unten las man die Worte: »Ich bitte Gott für meinen Vater, für meine Mutter und mein Vaterland.« Ein anderes Miniaturbild zeigte ihn mit zwei Lämmern; auf dem einen saß er, das andere puhte er mit Bändern. Der Kaiser erzählte uns, diese beiden Lämmer wären seinem Sohne durch die Bewohner von Paris geschenkt worden, vielleicht als zarte Bitte, er (Napoleon) möge seinen Erben zu einem friedliebenden Fürsten erziehen. Dann sahen wir ein Bild, auf welchem der Kaiser und dessen Sohn von einer Glorie von Rosen und Wolken umgeben waren. Mit einemmale sagte er, nun wolle er uns die schönste Frau in der Welt zeigen und er brachte ein reizendes Portrait seiner Schwester Pauline. Ich habe allordings kein zauberischeres Gesicht gesehen und konnte die Augen von dem Bilde nicht abwenden. Napoleon lächelte darüber und sagte, ich zeige guten Geschmack, da seine Schwester vielleicht eine der schönsten Frauen gewesen, die jemals gelebt.

Der Kaiser spielte Abends gewöhnlich Karte und

auch an dem erwähnten Abende, nachdem wir die Miniaturbilder betrachtet hatten, sollte dies geschehen. Der Spieltisch war bald geordnet, aber die Karten ließen sich nicht gut geben und Napoleon ersuchte Las Cases sich an einen Nebentisch zu setzen und sie etwas zu handhaben, bis sie sich besser geben ließen.

Unterdeß fragte mich Napoleon, welches Ballkleid ich anziehen würde. Ich hatte mir nämlich, nachdem mir mein Vater die Bitte abgeschlagen, mich zu dem Balle mitzunehmen, den Sir George Cockburn geben wollte, die Vermittelung des Kaisers erbeten, der meinen Vater freundlich bat, mich mitgehen zu lassen, worauf das Gesuch natürlich bewilligt wurde. Ich lief sogleich fort, um dem Kaiser meinen Ballstaat zu holen. Es war mein erstes Ballkleid und ich nicht wenig stolz darauf.

Er fand es recht hübsch und da die Karten nun bereit waren, legte ich es auf das Sopha und setzte mich zum Spiele hin. Napoleon und meine Schwester waren Partners und ich hatte mit Las Cases zu spielen. Wir hatten bis jetzt immer um Zuckerplätzchen gespielt; diesen Abend sagte aber der Kaiser: »Mlle. Betsy, ich setze einen Napoleon gegen Sie.«

Ich besaß eine Pagode, welche alle meine weltlichen Reichthümer ausmachte, und entgegnete, ich würde diese gegen den Napoleon setzen.

Der Kaiser war dies zufrieden und das Spiel begann. Er schien entschlossen zu sein, den Tag muthwillig zu beschließen, wie er ihn begonnen hatte. Er sah unter seine Karten, während sie gegeben wurden, suchte, wenn er eine hohe fand, meine Aufmerksamkeit abzulenken und zeigte unterdeß die Karte meiner Schwester. Ich kam bald dahinter, rief ihn zur Ordnung, sagte ihm, das heiße betrügen und versicherte, ich würde nicht weiter mitspielen, wenn er sich nicht bessere. Er versprach es zwar, trieb es aber fort wie früher, bis ich ihn wieder einmal ertappte.

Er lachte darüber, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, behauptete, er habe ehrlich gespielt, ich dagegen betrogen, und da ich dies nicht zugeben wollte, nahm er mein Ballkleid von dem Sopha, lief damit aus dem Zimmer und in den Pavillon. Ich stand erschrocken da, denn ich fürchtete, er würde mir die schönen Rosen daran zerdrücken und alles verderben.

Ich bat ernsthaft, englisch und französisch, um ihn zu vermögen, mir mein Kleid zurückzugeben, aber vergebens; er blieb unerbittlich und lachte sogar, wo ich recht rührend gesprochen zu haben glaubte. Ich mußte ohne mein Ballkleid abziehen. Später ließ er mir sagen, er würde es behalten und ich möge mich in mein Schicksal ergeben, den Ball nicht besuchen zu können. Ich konnte die halbe Nacht nicht schlafen und schlief endlich mit der Hoffnung ein, ich würde meinen Schatz am andern Tage erhalten; aber dieser Tag verging, ohne daß ich meinen Ballstaat zurück erhielt.

Ich schickte den Tag über mehrmals zu ihm, erhielt aber die Antwort, der Kaiser schlafe und dürfe nicht gestört werden. Er hatte diese Befehle gegeben, um mich zu necken.

Endlich kam die Stunde, in welcher wir nach dem Thale aufbrechen sollten. Die Pferde waren vorgeführt und ich sah die kleinen Negerknaben mit unsern Blechkästen aufbrechen, in denen mein Ballkleid nicht war.

Ich war in Verzweiflung und wußte nicht, ob ich bleiben oder in einem gewöhnlichen Kleide den Ball besuchen sollte, als zu meiner großen Freude der Kaiser mit meinem Ballkleide kam.

»Da, Miß Betsy, ist Ihr Kleid; ich hoffe, Sie werden nun ein gutes Mädchen sein; tanzen Sie ja mit Bourgaud.«

General Bourgaud war nicht sehr hübsch und ich hatte übrigens eine kindische Fehde mit ihm.

Napoleon ging neben unsern Pferden ein ziemliches Stück weit, bis ihm die Schönheit eines Hauses in dem Thale unten auffiel. Er fragte, wem dasselbe gehöre und drückte den Wunsch aus, sofort dahin zu gehen, um es zu besichtigen.

Las Cases begleitete den Kaiser an dem Berge hinunter und wir reiseten weiter zum Balle. Am nächsten Tage erzählte er, wie sehr ihn die Lage jenes Hauses entzückt habe und daß er auf einem kleinen schönen Pferde des Besitzers, Major Hodgson, zurückgeritten sei.

In der Mitte unsers Gartens befand sich ein großes Bassin sehr klaren Wassers mit vielen Gold- und Silberfischen und daneben eine Weinanlage mit einer Laube am Ende derselben, wo außerordentlich viel Trauben hingen. Dieser Punkt war so geschützt, daß

es frisch da blieb selbst in der größten Hitze, und Napoleon liebte ihn sehr. Er begab sich häufig mit seinen Papieren schon um vier Uhr früh dahin und schrieb da bis zum Frühstück, oder dictirte Las Cases.

Niemand durfte ihn dort stören, nur ich war, auf des Kaisers ausdrücklichen Wunsch, davon ausgenommen. Selbst wenn er eben Las Cases etwas dictirte, kam er, antwortete meinem Rufe: »machen Sie die Gartenthüre auf!« und empfing mich stets mit freundlichem Lächeln.

Ich mißbrauchte indeß seine Nachsicht nicht und störte ihn nur selten in dieser Gartenlaube.

Eines Tages erschien ein sehr hübsches Mädchen aus dem Thale, um den Morgen bei uns zu bleiben. Sie war im höchsten Grade neugierig, Napoleon zu sehen, aber die Hitze drückte ungemein und er hatte sich an das schattige Plätzchen in dem Garten zurückgezogen. Eine Zeitlang wußte ich nicht, ob ich ihn stören oder die Neugierde meiner Freundin unbefriedigt lassen sollte; Miß C... war aber so betrübt, ihn nicht zu sehen, daß ich endlich in den Garten lief und an der Thüre klopfte.

Eine ziemlich lange Zeit erhielt ich keine Antwort; durch vieles Pochen und Rufen erweckte ich den Kaiser endlich, denn er war in der Laube über seinen Papieren eingeschlafen. Er kam an die Thüre und fragte, was ich wünsche.

»Lassen Sie mich ein und Sie sollen es erfahren.«

— »Nein; erst muß ich es wissen, dann lasse ich Sie herein.«

Ich mußte also sagen, daß ich ihm eine junge Dame vorzustellen wünsche; er lehnte es ab, sie zu sehen und wünschte, ich möge sagen, er sei unwohl. Ich entgegnete, sie würde sehr betrübt werden, und setzte hinzu, die junge Dame sei sehr schön.

Endlich willigte er doch ein, die Thüre aufzumachen; sobald dies geschehen war, lief ich an den Tisch, an welchem er geschrieben hatte, und nahm seine Papiere weg.

»Zur Strafe dafür, daß Sie mich so lange haben an der Thüre warten lassen, werde ich diese Papiere behalten und daraus alle Ihre Geheimnisse entdecken.«

Er sah etwas ängstlich aus, als er seine Papiere in meiner Hand erblickte, und befahl mir, sie sofort

hinzulegen; ich lief aber triumphirend damit im Garten umher. Endlich sagte er mir, wenn ich ihm die Papiere nicht gebe, würde er mein Freund nicht mehr sein, und ich überließ sie ihm.

Dann nahm ich den Kaiser an der Hand, damit er mir nicht etwa wieder entschlüpfe, und führte ihn in das Haus, wo er Miß C... fand. Ich stellte sie Napoleon vor und er erfreute sie außerordentlich durch seine Complimente über ihre Schönheit ic.

Als sie Abschied nahm, begleitete er sie durch den Garten und hob sie auf ihr Pferd. Nach seiner Zurückkunft sagte er mir, sie sei ein sehr hübsches Mädchen, sehe aber nur zu sehr wie eine Puzmacherin aus.

Die goldene Frucht in diesem neuen Hesperiden-Garten wurde durch einen alten Malaien-Sclaven, Namens Toby, gehütet, der viele Jahre vor unserer Ankunft als Sclave auf die Insel gebracht worden war. Der alte Mann hatte vierzig Jahre in dem Garten gelebt und war niemals über denselben hinausgekommen. Sein Charakter war originell und interessant. In seinem Kreise herrschte er als Despot und ließ sich seine Gewalt nie streitig machen; die Familie selbst fürchtete sich vor ihm fast eben so sehr wie vor dem Herrn des Gutes selbst.

Napoleon faßte bald eine gewisse Vorliebe für den alten Toby und sagte meinem Vater, er wünsche ihn zu kaufen und ihm die Freiheit zu geben, es stellte sich dem aber irgend ein politischer Grund entgegen.

Der alte Mann vergaß die Freundlichkeit nie, welche Napoleon gegen ihn gezeigt hatte und freute sich nie mehr, als wenn er die schönsten Früchte suchte, aus den schönsten Blumen einen Strauß binden und nach Longwood »an den guten Mana Bony,« wie er den Kaiser nannte, schicken sollte.

So oft ich Napoleon später sah, erkundigte er sich nach dem Befinden Tobys und als er fortzog, schenkte er dem Alten zwanzig Napoleonsd'or.

So lange der Kaiser in unserm Hause wohnte, war er sehr leicht zugänglich und er that überhaupt alles gern, wodurch er uns eine Freude oder eine Gefälligkeit erzeigen zu können glaubte.

Mein Vater lud eines Tages, während seines Aufenthaltes in unserm Hause, eine große Gesellschaft ein und der Kaiser versprach, des Abends in derselben

zu erscheinen. Er hielt auch sein Versprechen und entzückte Jedermann durch seine freundliche Herablassung. Wenn ihm Jemand von unsern Gästen vorgestellt wurde, fragte er gewöhnlich nach der Beschäftigung desselben und dann brachte er sofort das Gespräch auf einen mit dieser Beschäftigung in Verbindung stehenden Gegenstand.

Ich habe oft gehört, wie die Leute sich höchlich wunderten über die umfassende Kenntniß Napoleons in Dingen, die ihm ganz fern zu liegen schienen. Bei der erwähnten Gelegenheit sprach ein sehr geschickter Arzt nach einem langen Gespräche mit dem Kaiser über den Gegenstand seiner Kunst gegen meinen Vater sein Erstaunen über die Kenntnisse des Kaisers und über die Klarheit aus, mit welcher er seine allerdings etwas heterodoxen Theorien auseinanderzusetzen verstehe.

Napoleon sagte ihm, er habe gar kein Vertrauen zu der Arzneikunst und er brauche nur Hunger und warme Bäder, indessen legte er der ärztlichen oder vielmehr wundärztlichen Kunst einen höhern Werth bei als irgend einer andern.

Gegen die Advokaten und die Staatsmänner sprach er sich ebenfalls aus und meinte, beide dürsten und könnten es nicht immer mit der Wahrheit genau nehmen und müßten ein den Umständen sich anschmiegendes Gewissen haben.

Gegen die Geistlichkeit sprach er sich immer scharf und hart aus und meinte, es werde von den Geistlichen zu viel verlangt.

Kurz nach seiner Ankunft auf St. Helena machte der Kaiser gern Entdeckungspaziergänge in das Thal unter unserm Hause. Bei diesen kurzen Spaziergängen blieb er von dem wachhabenden Offizier unbeachtet und er hatte also dabei das Vergnügen, sich völlig frei zu fühlen. Der erste Offizier, welcher den Auftrag erhielt, ihn zu beobachten, war ein Capitain Grateby von der Artillerie, und Napoleon hatte einen Widerwillen gegen ihn, obgleich der Capitain ein unbescholtener und sehr artiger Mann war. Er hatte die Pflicht, den Kaiser auf den Spazierritten zu begleiten und seine Weisung lautete, »Napoleon nicht aus den Augen zu lassen.«

Der Kaiser ritt eines Tages auf einem der Bergpfade Helenas mit dem Offizier hin. Mit einemale

wendete er sich rechts, gab seinem Pferde die Sporen, trieb es bis hart an den Rand des Abgrundes, so daß große Steine unter den Hufen des Thieres an dem Berge hinabrollten und der Offizier ganz bestürzt ihn ansah und nicht wußte, was sein Gefangener beabsichtige.

Er war entweder nicht gut genug beritten, oder er besaß den Muth nicht, Napoleon zu folgen, genug, er verließ denselben und ritt sogleich fort zu Sir George Cockburn, der an diesem Tage in unserm Hause zu Tische war. Hier kam er athemlos an, verlangte sofort wegen höchst wichtiger Angelegenheiten mit Sir George zu sprechen und wurde in das Speisezimmer geführt.

Der Admiral verzehrte eben seine Suppe und hörte mit unveränderlicher Ruhe dem Berichte des Offiziers zu; dann trug er ihm eben so ruhig auf, nach Longwood zurückzukehren, wo er Bonaparte finden würde.

So war es denn auch und Napoleon lachte noch lange über die Angst, in welche er den Offizier versetzt hatte.

Ich habe früher erwähnt, daß mir Napoleon gleich das erste Mal auf dem Pferde aufstiel. Eines Tages fragte er mich, ob ich glaube, daß er gut reite, und ich sagte ihm in voller Überzeugung, daß er zu Pferde weit besser aussehe als irgend Jemand. Dies schien ihm angenehm zu sein, er ließ sich das Pferd bringen, schwang sich auf, ritt in einem kleinen Kreise herum und übte die vollständigste Herrschaft über dasselbe. Ein anderes Mal ritt Archambaud, sein Reitknecht, ein junges, schönes arabisches Pferd zu, das für den Kaiser gekauft worden war. Das junge Thier bäumte sich, schlug hinten aus und konnte nicht vermocht werden, vor einem weißen Tuche vorüberzugehen, das man absichtlich auf das Gras gelegt hatte, um ihm das Scheuwerden abzugewöhnen. Ich sagte Napoleon, er werde das Pferd nie reiten können, da es gar zu böseartig sei. Er lächelte, winkte Archambaud, hieß ihn absteigen, bestieg zu meinem Schrecken selbst das Pferd und brachte dasselbe bald dahin, nicht nur vor dem weißen Tuche vorbei, sondern sogar über dasselbe hinweg zu gehen. Archambaud selbst, der das sah, wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er freuete sich über seines Kaisers Geschicklichkeit, ärgerte sich aber

doch auch, daß derselbe ein Pferd so leicht bändigte, daß er nicht zum Gehorchen hatte bringen können.

Napoleon erzählte, er sei einst auf einem und demselben Pferde 120 (engl.) Meilen an einem Tage geritten, und zwar um seine Mutter zu sehen, die gefährlich krank gewesen. Das Pferd sei in der darauffolgenden Nacht gestorben.

Seine eisenfeste Konstitution hatte vielleicht mehr dazu beigetragen, als man auf den ersten Blick hätte glauben sollen, ihn auf den Gipfel seines Ehrgeizes zu tragen. Der Zustand des Geistes ist so abhängig von dem des Körpers, daß sich nicht einsehen läßt, wie die Geisteskraft, welche nöthig ist, um Erfolge in dem Kriege oder der Politik zu erringen, ohne eine entsprechende Körperkraft bestehen kann.

In wie vielen kritischen Perioden des Lebens Napoleons würde das Unwohlsein eines schwachen Mannes für seine künftigen Herrscherpläne verderblich gewesen sein! Wie würde sein riesiger Ehrgeiz durch eine gewöhnliche Krankheit gehindert worden sein! Der Geist selbst eines Napoleons und sein gewaltiger Wille wäre durch ein Fieber von wenigen Tagen sicherlich gebeugt worden.

Der glückliche Führer einer Revolution muß vor allen Dingen frei von den Nebeln sein, die dem Fleische angehören. Fehlt er nur wenige Tage auf dem Kampfplatze, so kann dies hinreichen, ihn zu stürzen.

Der Kaiser besaß ein prachtvolles Porzellan-Service aus der Fabrik von Sevres, das mit ungeheueren Kosten hergestellt und ihm durch die Stadt Paris als Geschenk überreicht worden war. Es wurde jetzt ausgepackt und er ließ uns rufen, damit wir dasselbe sehen möchten. Alle Stücke waren von den ersten Künstlern in Paris gemalt und sahen sehr schön aus. Jeder Zeller kostete 25 Napoleonsd'or. Die Bilder bezogen sich sämmtlich auf seine Feldzüge oder auf eine Periode in seinem frühern Leben. Viele waren Schlachtszenen, andere Landschaften, welche Gegenden darstellten, die durch seine Siege berühmt geworden waren.

Ein Bild namentlich machte, wie ich mich erinnere, großen Eindruck auf mich. Es war Napoleon auf der Brücke von Arcole, — ein schwächtiger junger Mann, der fast allein unter Todten und Sterbenden stand, welche um ihn her gefallen waren, rief seine entferntern Kame-

raden zum Sturme auf. Der Kaiser schien sich über meine Bewunderung zu freuen, dann stemmte er die Hand in die Seite und rief lachend aus: »Ich war damals schlanker als jetzt.«

Auch die Schlacht bei Leipzig war auf diesem Service dargestellt. Napoleons Gestalt war außerordentlich treu, aber wir wunderten uns doch, daß eine solche Scene bei einem solchen Geschenke mit ausgewählt worden war.

Der Feldzug in Aegypten hatte mehrere Gegenstände zu diesen Illustrationen gegeben. Auf einigen dieser Bilder erblickte man den Storch, und ich hatte zufällig gehört, daß dieser Vogel in Aegypten sehr verehrt werde. Ich fragte Napoleon, ob dies wahr sei. Er lächelte und begann eine lange Erzählung von einigen seiner Abenteuer mit dem Heere in Aegypten; auch rief er mir, nie dahin zu gehen, weil ich meine Augen dort verderben würde.

Ich hatte auch gehört, er habe sich während seines dortigen Aufenthaltes zu dem Mahomedanismus bekannt, und einige Personen forderten mich auf, ihn darüber auszufragen. Ich plumpete sogleich mit meiner Frage im schlechten Französisch heraus:

»Pourquoi avez-vous tourné Turque?«

Anfangs verstand er mich nicht und ich mußte ihm erklären, daß ich mit »tourné Turque« den Wechsel seines Glaubens bezeichnen wollte.

Er lachte und antwortete:

»Was geht das Sie an? Die Religion des Soldaten ist der Kampf, und dieser bin ich nie ungetreu geworden.

Später kamen einige italienische Geistliche auf St. Helena an und wurden Napoleons Gefolge zugeheilt.

Unter den Domestiken des Kaisers während seines Aufenthaltes in unserem Hause befand sich ein sehr drolliger Mensch, sein Lampenputzer, eine Art Leporello, ein Mann, der außerordentlich geschickt war in der Verfertigung von Spielsachen u. dgl. Napoleon ließ ihn oft rufen, um meine Brüder zu unterhalten, die sich über die närrischen Spässe desselben außerordentlich freuten. Bisweilen machte er Luftballons, die unter dem Jubel der ganzen Gesellschaft gefüllt und losgelassen wurden.

Dieser Kampenpußer, der uns allerhand kleine Spielsachen machte, spannte eines Tages auch vier vollständig angeschirrte Mäuse an einen kleinen Wagen, aber die Thierchen waren so erschrocken, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen wollten und meine Brüder endlich den Kaiser baten, einzuschreiten. Napoleon forderte den Alten auf, die zwei vordersten in die Schwänze zu kneipen, denn wenn sie sich in Bewegung setzten, würden die andern schon folgen. Der Mann that dies und das Gespann fuhr zu unserem Ergötzen davon. Napoleon lachte überlaut mit.

Ich hatte den Kaiser oft gebeten, ehe er unser Haus verlasse, einen Ball in dem großen Saale zu geben. Er versprach es mir, aber als ich ihn an die Erfüllung des Versprechens mahnte, lachte er und sagte, er wundere sich, wie ich so thöricht sein und dies für möglich halten könnte.

Ich hörte trotzdem nicht auf, ihm wegen seines Wortbruchs Vorwürfe zu machen, und neckte ihn so sehr, daß er endlich, um meiner Zudringlichkeit zu entgehen, sagte, er wolle, da einmal von einem Valle die Rede nicht sein könne, dagegen Alles bewilligen, was mich dafür zu entschädigen im Stande sei.

»Was soll ich thun, um Sie zu trösten, Mlle. Betsy?«

Ich antwortete sogleich: »Wenn Sie, wie Sie so oft versprochen haben, Blinde-Kuh mitspielen wollen, so werde ich den Ball vergessen und nie wieder davon sprechen.«

Er lachte über meine Wahl und suchte mich zu etwas Anderem zu bereden, aber ich blieb unerbittlich, und da er sah, daß es nicht zu ändern sei, machte er gute Miene zum bösen Spiel, und schlug vor, sogleich anzufangen.

Meine Schwester, ich und der Sohn des Generals Bertrand oder sonst Jemand aus dem Gefolge des Kaisers, bildeten die Spielgesellschaft. Napoleon sagte, wir müßten erst losen, wem zuerst die Augen verbunden werden sollten. Es wurden einige Papierstreifen gemacht und auf einen schrieb Napoleon »la mort.« Ob zufällig oder durch Napoleons Veranlassung, ich weiß es nicht, war ich das erste Opfer, und der Kaiser nahm sofort ein Taschentuch

aus seiner Tasche, band mir dasselbe fest über die Augen und fragte, ob ich sehen könne.

»Ich sehe Sie nicht,« antwortete ich, aber an der einen Ecke fiel wirklich etwas Licht in meine Augen, so daß ich nicht ganz im Dunkel war.

Napoleon nahm nun seinen Hut und bewegte ihn schnell an meinen Augen hin und her; der Schatten und der Wind, die dadurch entstanden, erschreckten mich, so, daß ich den Kopf zurückzog.

»Ah, Sie können sehen!« rief er aus, und band sogleich noch ein zweites Tuch über das erste, so daß ich gar nicht mehr sehen konnte.

Der Kaiser fing damit an, daß er an mich schlich und mich stark in die Nase knipp. Ich errieth aus dieser That selbst und aus seinem Tritte, daß er es sei, sprang vorwärts und hätte ihn auch beinahe ergriffen, aber er schlüpfte schnell bei Seite und entging so meinen Händen. Ich tappte sodann umher, wurde aber bald wieder in das Ohr gekniffen. Ich streckte sogleich meine Hände aus und rief bereits freudig: »ich habe Sie! ich habe Sie! Jetzt werden Ihnen die Augen verbunden.«

Zu meinem großen Verdrusse hatte ich aber meine Schwester ergriffen, hinter welcher Napoleon sich herangeschlichen und über deren Kopf er hinweggegriffen hatte.

Wir fingen von neuem an und der Kaiser sagte, ich müsse noch bleiben, da ich eine falsche Person genannt habe. Er neckte mich über meinen Irrthum, zupfte und kniff mich auf jede mögliche Weise, und entging mir dabei stets mit der größten Gewandtheit.

Endlich, als das Lachen, die Lust und der Lärm den höchsten Grad erreicht hatten, wurde plötzlich gemeldet, es wüßte Jemand eine Audienz bei dem Kaiser, so daß zu meinem großen Verdrusse, da ich ihm gar gern die Augen hätte verbinden mögen, das Spiel ein Ende hatte.

Der Kaiser kam nach der Audienz wieder zu uns und da die Essenszeit nahe war, lud er uns ein, bei ihm zu speisen. Wir erklärten ihm, daß wir bereits bei Tische gewesen wären. »So kommen Sie und sehen Sie mich essen,« setzte er hinzu. Als Cipriani meldete, daß servirt sei, begleiteten wir den Kaiser. Bei Tafel sprach er den Wunsch gegen Marane aus, für mich einige Crèmes zu holen, und obgleich ich tausend-

mal wiederholte, daß ich bereits gegessen habe und nicht mehr essen könne, drang er doch so unaufhörlich in mich, daß ich endlich nachgeben mußte und etwas Crème aß.

Ich war vollkommen zufrieden, nicht aber Napoleon, und als ich aufhörte zu essen, fing er an mich zu füttern wie ein kleines Kind, und lachte über mein verdrießliches Gesicht. Endlich konnte ich es nicht länger aushalten und lief davon.

Am andern Tage schickte er durch Marchand Bonbons und Crèmes, und ließ sagen, die Crèmes wären für Miß Betsy.

Der Kaiser hatte in seinem Gefolge den vollendetsten Conditior. Piron versah seine Tafel täglich mit den schönsten Arbeiten seiner Kunst; Triumphbogen, Paläste, die in prismatischen Farben glänzten, sahen aus, als wären sie durch die Feenkönigin hervorgezaubert worden.

Napoleon schickte uns häufig einige der hübschesten dieser Architektur-Süßigkeiten. — Am Neujahrstage kam eine Deputation, aus dem Sohne des Generals Bertrand und dem kleinen Knaben der Frau von Montholon bestehend, mit einer Auswahl von Bonbons zu uns, und Napoleon äußerte, er habe seine Cupidos an die Grazien gesandt. Die Bonbons lagen in Glasförmchen, mit weißen Atlaservietten bedeckt, auf Porzellantellern von Sévres. Diese Teller habe ich sehr lange behalten und sie endlich einer Dame geschenkt. Sie waren das Letzte, was ich von Napoleons vielen kleinen Geschenken an mich besaß, mit Ausnahme einer Harlocke von ihm, die ich noch besitze und die für Kindeshaar gehalten werden könnte, so seidenweich ist sie.

Napoleon schickte gern solche kleine Geschenke an Damen und benahm sich gegen dieselben überhaupt sehr artig und aufmerksam. Er schien sehr gern in Damengesellschaft zu sein, und machte seine Complimente vielleicht nur zu direct, was freilich eine Entschuldigung in seinem Range und in seinem Vaterlande findet.

Einmal erwähnte er gegen mich, er habe die Schönheit und Eleganz der Tochter des Gouverneurs sehr rühmen hören, und er fragte mich, ob ich sie wirklich für das schönste Frauenzimmer auf der Insel halte. Ich antwortete, daß ich Madame Bertrand für weit schöner halte als irgend eine Dame, die ich vorher gesehen.

Meinem Vater war ihr majestätisches Aussehen am Bord des Northumberland außerordentlich aufgefallen, und meiner Meinung nach sank neben ihr jede andere zur Unbedeutendheit herab. Dennoch waren ihre Züge keineswegs regelmäßig, und sie konnte eigentlich nicht schön genannt werden, aber aus dem Ausdrucke ihres Gesichtes sprach viel Geist und ihre Haltung war königlich und würdevoll.

Napoleon fragte mich sodann, ob ich nicht auch Frau von Montholon für schön halte. Dies verneinte ich und er trug Marchand auf, eine Schnupftabakdose zu holen, auf deren Deckel sich ein Miniaturportrait von Madame Montholon befand. Es war ihr allerdings ähnlich und sehr schön. Er sagte mir, so habe sie in ihrer Jugend ausgesehen. Dann kam er wieder auf Miß C. und setzte hinzu, Gourgand sei ganz entzückt von ihr und habe ihr Portrait aus dem Gedächtnisse gezeichnet. Er holte diese Zeichnung und wünschte zu wissen, ob sie ähnlich sei. Ich entgegnete, Miß C. sei weit liebenswürdiger und ich fände keine Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Bilde. Endlich äußerte er den Wunsch, das Mädchen zu sehen.

Die Damen Montholon und Bertrand, so wie die übrigen Personen seines Gefolges, besuchten ihn häufig in Briars und blieben den Tag über da. Sie alle behandelten ihn mit der tiefsten Ehrfurcht. Er war für sie noch immer »der große Kaiser.«

Bei einer solchen Gelegenheit zeigte Mad. Bertrand ein Miniaturportrait der Kaiserin Josephine. Napoleon betrachtete dasselbe lange mit sichtbarer Bewegung ohne ein Wort zu sagen. Endlich rief er aus, es sei das treueste Bild von ihr, das er je gesehen, und wünschte es zu behalten. Mad. Bertrand überließ es ihm, und er behielt es bis zu seinem Tode. Dstmal sah er meine Mutter eine lange Zeit unverwandt an und äußerte dann, sie erinnere ihn sehr an Josephine. Er schien dieselbe noch außerordentlich zu lieben, und wurde nicht müde, von ihrer Sanftmuth und der Grazie ihrer Bewegungen zu sprechen. Sie sei die weiblichste der Frauen gewesen, die er jemals kennen gelernt, sagte er.

Später sprach Napoleon auch von der Kaiserin Maria Louise mit großer Freundlichkeit und Liebe, und äußerte, sie würde ihm nach St. Helena gefolgt

sein, wenn es ihr erlaubt worden wäre; sie sei ein liebenswürdiges Geschöpf und eine sehr gute Hausfrau.

Der Kaiser zog sich Abends zeitig zurück. Nachdem er die Bilder der Kaiserinnen Josephine und Marie Louise gesehen, schien er in trübe Gedanken versunken zu sein. Der Mann, welcher am Tage eine Audienz von ihm erbeten und erhalten hatte, war ein Graf Poniatowski, ein polnischer Offizier, der in der »großen Armee« gedient hatte, am Morgen ans Land gekommen war und mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, seinem Gebieter in die Verbannung zu folgen. Die Audienz, die er bei dem Kaiser hatte, dauerte sehr lange und sie schien bei dem Kaiser schmerzliche Erinnerungen geweckt zu haben. Ich fragte später den Kaiser nach dem Manne. Er schien sich der Persönlichkeit desselben wenig zu erinnern, nahm aber die Aufopferung desselben mit Rührung auf, und sagte, derselbe habe sich als treuer Diener gezeigt, da er ihm in die Verbannung folge.

Das Englisch, was der Kaiser bisweilen sprach, war das seltsamste, das man hören konnte. Er hatte eine höchst übertriebene Vorstellung von der Masse Wein, welche von den Engländern getrunken würde, und fragte mich immer, wenn wir eine Gesellschaft gehabt hätten, wie viele Flaschen Wein mein Vater trinke, dann lachte er und zählte an den Fingern, meist bis fünf. Eines Tages äußerte er, um mich zu ärgern, meine Landsmänninnen tränken Brantwein.

Obgleich ich mich kaum des Lachens über die Art enthalten konnte, wie er diese Bemerkung mit englischen Worten herausbrachte, so war ich doch sehr unwillig über die Anklage, und versicherte ihn, daß die Damen Englands den größten Abscheu vor dem Genuße geistiger Getränke hätten. Er schien sich über meine Ernsthaftigkeit lustig zu machen und erwähnte eine Mrs. B., die ihm betrunken einen Besuch gemacht hatte. Merkwürdig war es freilich, daß unter den wenigen Engländerinnen, die jemals bei ihm erschienen, eine trunksüchtige gewesen war.

Als die Zeit näher rückte, in welcher er sich nach Longwood begeben sollte, kam er häufiger in unser Gesellschaftszimmer und blieb auch länger da. Er würde, sagte er, lieber in Briars geblieben sein, weil er glaube, die Zeit mit uns sich besser vertreiben zu können, als er

es auf einem so entsetzlichen Felsen, wie St. Helena, je für möglich gehalten hätte.

Einen oder zwei Tage vor seinem Auszuge kam General Bertrand nach Briars und theilte Napoleon mit, Longwood rieche so entsetzlich nach Farbe, daß man nicht hineintreten könne. Ich werde nie vergessen, wie zornig der Kaiser darüber wurde. Er ging in dem Garten auf und ab, und gestikulirte auf das Heftigste. Seine Wuth war so groß, daß sie ihn fast erstickte. Er sagte, der Geruch von Delfarbe sei ihm so widerwärtig, daß er in einem Hause nicht wohnen könne, wo derselbe sich befinde, und er würde, wenn der Bericht Bertrands die Wahrheit enthalte, zu dem Admiral senden und sich weigern, Longwood zu beziehen. Er befahl Las Cases, den andern Morgen früh sich aufzumachen, das Haus zu untersuchen und ihm Bericht zu erstatten.

Ich trat in diesem Augenblicke zu ihm, und fragte ihn nach der Ursache seines Verdrusses. Sobald ich zu ihm kam, änderte er sein Wesen und erzählte mir ganz ruhig, was ihn aufgebracht habe. Ich staunte über die außerordentliche Selbstbeherrschung, die er zeigte. Las Cases machte sich am andern Morgen wirklich auf den Weg, kehrte vor zwölf Uhr zurück und erzählte dem Kaiser, der Geruch sei so unbedeutend, daß man ihn kaum bemerke, und daß er in wenigen Stunden ganz verschwunden sein würde. Der Großmarschall erhielt nun einen scharfen Verweis darüber, daß er einen übertriebenen Bericht abgestattet.

Es wurde bestimmt, daß er zwei Tage später Briars verlassen und Longwood beziehen sollte, das nun ganz für ihn eingerichtet war. An dem Morgen dieses Tages, der für mich ein sehr trauriger war, kam Sir G. Cockburn mit dem Gefolge des Kaisers nach Briars, um ihn in die neue Wohnung zu geleiten. Ich weinte bitterlich und er trat mit den Worten zu mir: »Mlle. Betsy, Sie dürfen nicht weinen; Sie müssen mich in Longwood oft besuchen; wann werden Sie kommen?«

Ich sagte ihm, dies hänge von meinem Vater ab, worauf er sich an diesen wendete und sagte: »Balcombe, Sie müssen Miß Jane und Miß Betsy nächste Woche und sehr oft zu mir bringen.«

Mein Vater versprach es und hielt Wort.

Mit Napoleons Abreise von Briars schließen eigentlich meine persönlichen Erinnerungen an ihn; indes verging doch selten eine Woche, ohne daß ich ihn gesehen hätte. Wir kamen gewöhnlich zur Frühstückszeit bei ihm an und verließen ihn am Abende wieder.

Er war mißvergünsteter und verstimmteter als während seines Aufenthaltes in Briars. Einmal trafen wir ihn, als er mit Pistolen nach der Scheibe schoss. Er gab auch mir ein Pistol, das, glaube ich, nur blind geladen war, in die Hand und ich schoss sie mit großer Angst ab. Später nannte er mich deshalb oft »la petite tirailleuse,« und sagte, er würde ein Chor von Scharfschützen errichten und mich zum Hauptmann desselben ernennen. Dann ging er in das Haus und nahm mich mit an das Billard, das eben aufgestellt worden war. Der Kaiser ließ sich herab, mich das Spiel zu lehren, aber ich machte geringe Fortschritte.

Napoleons Gesundheit und Thätigkeit nahmen nach seiner Ankunft in Longwood ab. In Folge seines unglücklichen Streites mit dem Gouverneur, Sir Hudson Lowe, weigerte er sich, die Leibesübung zu machen, die seine Constitution erforderte, und seine Gesundheit litt sichtbar darunter. Obgleich auch seine Gemüthsstimmung davon litt, so behandelte er mich doch immer mit der größten Freundlichkeit und Bärtlichkeit.

Einige Monate nach seiner Entfernung aus unserm Hause verfiel ich in eine beunruhigende Krankheit. Meara behandelte mich und verzweifelte einen Augenblick an meiner Wiederherstellung. Ich werde nie die Theilnahme vergessen, welche mir der Kaiser bei dieser Gelegenheit bewies.

Zum Schlusse dieses kurzen Berichtes über Napoleon will ich meine Meinung über seinen Charakter nicht weitläufig aussprechen. Die Leser konnten sich nach dem Erzählten selbst eine Ansicht bilden; indessen kommen doch im gewöhnlichen Verkehre Dinge vor, die so trivial oder fein sind, daß man sie Andern nicht mittheilen kann, die aber doch die treuesten Zeichen des Charakters sind, weil sie sich ganz von selbst ergeben.

Ein Blick, ein Ton der Stimme, eine Geberde in einem unbeachteten Augenblicke gewährt einen Einblick in den wirklichen Charakter, wie man ihn durch jahrelangen Umgang nicht erlangt; namentlich gilt dies

von dem Umgang zwischen einer bejahrten Person und einer sehr jungen. Hier sieht sich ein Mann von Welt oft versucht, die eiserne Maske der Rückhaltung und Vorsicht abzulegen und wieder mit Kind zu werden. So war es wenigstens in meinem Verkehre mit Napoleon und ich darf deshalb wohl einige Worte über den allgemeinen Eindruck beifügen, den er nach einem dreimonatlichen täglichen Umgange mit ihm auf mich machte.

Die Frage, über welche mehr als jede andere zwischen den Freunden und Feinden Napoleons gestritten worden ist, und die in der Beurtheilung einer Frau immer am wichtigsten sein wird, ist, ob er bei überlegenem Verstande auch edle Gefühlswärme besaß, oder ob er vielmehr als eine ganz besondere Rechenmaschine zu betrachten sei, der es ganz und gar an Herz und Gemüth fehlte. Bourrienne, der keine Parteilichkeit für den Kaiser zeigt, beschreibt ihn als *très peu aimant*, und erzählt, er habe gesagt: »Ich habe keinen Freund außer Duroc, der kalt und gefühllos ist und zu mir paßt.« Dies mag wahr gewesen sein in seinem Verkehre mit der Welt und mit Männern, die er für bloße Maschinen, die Werkzeuge seines Ruhmes und Ehrgeizes, anzusehen pflegte, und die er deshalb je nach der Härte und Dauerhaftigkeit des Stoffes beurtheilte, aus denen sie zu bestehen schienen. Selbst seine Brüder, die er in seine allgemeine Freundschaftsverleugnung eingeschlossen zu haben behauptet, betrachtete er nur als Mittel, seine ehrgeizigen Pläne auszuführen, und da sie sich in seinen Willen nicht immer fügten, sondern bisweilen in politische Collisionen mit ihm geriethen, so wurde seine brüderliche Liebe, welche selten dem rauhen Aneinanderstoß weltlicher Interessen widersteht, in dem Kampfe bald geschwächt und abgekühlt.

Ich habe dagegen die Ueberzeugung, daß Napoleon, wenn nicht sein Ehrgeiz dazwischen trat, dem er alles zu opfern gewohnt war, viel Gefühl besaß und einer innigen Liebe fähig war.

Die Herzogin von Abrantes, die frühzeitig mit Napoleon genau bekannt war, schreibt ihm mehr warmes Gefühl zu, als die Welt ihm zugestehen will, und da sie mit ihm und seiner Familie aufgewachsen

war, so konnte sie sich wohl eine Meinung über ihn bilden.

Meiner Meinung nach spricht seine Liebe zu Kindern und das Vergnügen, das er unter denselben fand, besonders in der unglücklichsten Periode seines Lebens, in der eine kalte liebeleere Natur sich ganz in ihr Unglück zurückgezogen haben würde, laut für sein Fühlen des Herz. Nachdem er stundenlang ernst gearbeitet hatte, erlaubte er uns häufig, zu ihm zu kommen, und was andere ermüdet und belästigt haben würde, schien ihn aufzuheitern und zu erfreuen. Seine Heiterkeit in solchen Augenblicken war oft sehr groß; er ging in alle Gefühle der Kinder ein und war mit ihnen selbst ein Kind.

Die unzähligen Beweise von Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, die er allen in dem Hause meines Vaters gab, erhielten vielleicht ihren Hauptzweig aus der Art, wie er sie gab. Auch liebte ihn Jedermann.

Kurz nachdem er Briars verlassen und Longwood bezogen hatte, war ich Zeuge der großen Verehrung, die alle um ihn her ihm widmeten. Eine vornehme Dame von St. Helena, deren Mann eine diplomatische Stellung daselbst einnahm, kam eines Morgens nach Briars. Ich war zufällig im Garten, und sie ersuchte mich, ihr den Theil des Hauses zu zeigen, den der Kaiser bewohnt habe. Ich führte sie dahin, und sie betrachtete Alles genau; als ich ihr aber die Krone zeigte, welche seine Leute in dem Rasen ausgeschnitten hatten, konnte sie ihre Gefühle nicht mehr beherrschen. Sie brach in heftiges Weinen aus und sank schweigend auf ihre Knie nieder. Ich wurde ängstlich und würde in das Haus gelaufen sein, um meine Mutter zu rufen, aber sie sprang auf und bat mich dringend, Niemand zu rufen, so wie Niemand von dem, was geschehen, etwas zu sagen. Sie setzte hinzu, das französische Volk liebe ihn, wie sie ihn liebe und Jeder würde gern für ihn sterben. Sie war nämlich eine Französin und sehr schön.

Sie erholte sich bald und legte mir tausenderlei Fragen über Napoleon vor; meine Antworten schienen sie in hohem Grade zu interessiren.

Nachdem sie lange sich mit mir unterhalten hatte, zog sie einen dichten Schleier über ihr noch immer sehr bewegtes Gesicht, stieg auf ihr Pferd und ritt davon. Ich schwieg über sie, sagte bloß, sie habe das Haus sehen wollen und erzählte nicht, was vorgefallen war.

Napoleon schien gleich nach seiner Ankunft geneigt zu sein, in die kleine Gesellschaft auf St. Helena sich zu mischen, und ich glaube, er würde es auch fortwährend gethan haben, wären nicht die unangenehmen Streitigkeiten mit Sir Hudson Lowe gekommen. Diese gingen so weit, daß es der Kaiser endlich für eine Ehrensache hielt, sich einzuschließen und so leidend als möglich zu machen, um den Unwillen der Leute gegen den Gouverneur zu erregen. Ich habe selbst kein Urtheil über diese Streitigkeiten, indes glaube ich, bei aller meiner Parteilichkeit für Napoleon, kein Sterblicher in der Stellung des Sir Hudson Lowe würde ohne Differenzen mit dem Kaiser geblieben sein. Ja selbst, wenn Napoleon Willens gewesen wäre, sich gleichmüthig in Alles zu fügen, so fragt es sich sehr, ob sein Gefolge dies ihm gestattet haben würde. Er selbst aber war auch in Kleinigkeiten bisweilen in hohem Grade empfindlich.

Er wollte Englisch lernen und verschaffte sich einige englische Bücher, darunter »Aesops Fabeln.« Es befanden sich in der Ausgabe Holzschnitte; bei der Fabel von dem gefallenen Löwen und dem Esel deutete Napoleon auf den Holzschnitt und sagte: »Das bin ich und der Gouverneur.« Manche Schriftsteller haben behauptet, Napoleon sei ohne Muth gewesen; auf mich hat er stets den Eindruck gemacht, als fürchte er nicht. Ja mehr noch, er selbst schien gar keine Nerven zu besitzen und über die Furcht an andern lachte er immer. So viel ich Gelegenheit hatte, ihn zu beurtheilen, war Napoleon kein Freund der Literatur. Selten brachte er das Gespräch darauf, und er las, glaube ich, nur wissenschaftliche Werke. Über die Dichter sprach er nicht selten verächtlich und nannte sie »Träumer;« dennoch war der träumerischste von allen gerade der einzige, den er achtete und las — Ossian.